



Pfr. Tobias Frehner

Sonntag, 25. Juli 2021

Spiegelbilder

Philipper 1,1

Paulus und Timotheus, Sklaven Christi Jesu, an alle Heiligen in Christus Jesus, die in Philippi sind.

I

Liebe Gemeinde,

Nicht zu Unrecht ist es gesetzlich untersagt, Briefe zu öffnen, die nicht an einen selbst adressiert sind. Briefe anderer Menschen zu lesen hat etwas sehr Intimes. Man blickt direkt in die Gefühle anderer Menschen und vor allem auch in ihre Beziehungen, wie sie zueinander stehen und gelegentlich sogar, wie sie zu sich selber stehen. Und interessant ist das für uns deshalb, weil sie uns einen Spiegel vorhalten. In diesem Spiegel können wir uns gewissermassen selbst ‚lesen‘.

Am Anfang des Philipperbriefs blicken wir in mehrere Spiegel. Wir erfahren, wie Paulus sich selbst sieht - wir sehen, was er in der Gemeinde in Philippi erkennt und erblicken darin vielleicht sogar uns selbst. In Spiegel zu blicken ist eine riskante Angelegenheit. Mit etwas Glück man erkennt darin sich selbst. Ich habe gelesen - ich weiss nicht ob das stimmt - dass wir täglich im Durchschnitt 56 Minuten damit verbringen, in den Spiegel zu schauen und dieses Glück gewissermassen erzwingen. Die Dauer hat wohl damit zu tun, dass wir im Normalfall nicht auf den ersten Blick sagen: Ah ja, das bin ich. Nicht selten entdeckt man da ja auch noch Dinge, die da nicht so recht hinpassen. Normalerweise sind das Dinge, die abstecken wie ein Ohr oder ein Haar oder Dinge, die herausstechen, wie eine grosse Nase oder eine Hautunreinheit. Dinge, die man eigentlich von sich selbst trennen möchte. Dinge, die irgendwie nicht so recht reinpassen. Bei einem Haar reicht da der Coiffeur, bei einem Ohr braucht es gröberes Geschütz. Wie auch immer: Ein Gesicht hat eine runde Sache zu sein, symmetrisch, gleichmässig.

Nur ganz speziell gelungenen Tagen ist ein vorbehaltlos zufriedener Blick in den Spiegel vergönnt.

Das ist ja auch gut so. Ein zu langer Blick in den Spiegel wirkt suspekt. Je nach Länge und Begeisterung des Blickes steigert er sich von Selbstsorge, über die Eitelkeit in die Selbstverliebtheit bis hin zum Narzissmus. Mani Matter besang einst einen Coiffeurbesuch - ihm kam beim Blick in den Spiegel gar das metaphysische Gruseln - durch einen gegenüberliegenden Spiegel vermehrte sich sein Abbild hundertfach. Spiegel lösen etwas aus.

Sie sehen - Blick in den Spiegel bergen ein Risiko. Ohne zu wissen, was uns genau erwartet, wollen wir aber trotzdem drei Spiegelblicke wagen.

II

Zunächst blickt Paulus selbst in den ersten Spiegel und lässt uns daran teilhaben:

Er sagt uns, wer er ist, Paulus nämlich und dann, wen er im Spiegel sieht, wenn er in den Spiegel blickt. Er sieht einen Sklaven Christi. Geübte Bibelleser wissen: Das war früher, das war eine andere Zeit, ein anderer Zungenschlag. Ich behaupte, dass kaum jemandem von uns diese Metapher als erstes in den Sinn kommt, wenn er sein morgendliches Spiegelbild betrachtet - „Ah, ein Sklave Christi“ - wird selten einmal unsere unmittelbare Reaktion sein. Meine war es noch nie. Nein, Sklaven Christi, die gehören irgendwie der Vergangenheit an. Über den Begriff lässt sich heute eigentlich auch nicht mehr streiten. Sklaven sind und waren nie etwas Schönes, sie zu romantisieren ist falsch. Der Mensch gehört sich selbst. Menschen behandelt man nicht als Besitz. Da sind wir uns einig. Aber ich frage mich: Wusste Paulus das nicht auch? Wusste er nicht auch, dass Menschen leiden, die in Abhängigkeit von anderen gehalten werden und in die Mühlen zwischen die Mächte und Gewalten dieser Welt geraten? Wusste das nicht gerade ein Paulus, der die spezielle Kolonialkarriere Israels bestens kannte, der wusste, dass die Israeliten durch die letzten Jahrhunderte von Ägyptern, Assyrern, Persern, Seleukiden, Ptolemäern und jetzt den Römern geknechtet wurden?

Trotzdem schreibt er es hier. Sklave Christi.

Es gibt einen paulinischen Text, der uns auf eine Spur führen kann. In seiner Korrespondenz mit den Galatern sagt Paulus, dass es im Reich Gottes ‚weder Sklaven noch Freien‘ geben wird. Er findet sich in einer Formel, die ziemlich sicher bei Taufen verwendet wurde, sich sicher theologisch darauf bezieht.

Er verweist also auf etwas. Er verweist auf eine Zukunft - oder eine andere Welt: Dort spielt die Sklaverei keine Rolle mehr. Alles, was dort noch wichtig ist: Das kommende Reich Gottes.

Die berechtigte Frage lautet: Ist das ein Taschenspielertrick? Heisst das jetzt: Im Verweis auf die Zukunft und im Namen des kommenden Gottesreiches können Christen Menschen versklaven? Das ist so zwar geschehen. Das ist so aber falsch.

Eher so: Wir erahnen etwas in der paulinischen Formulierung. Nämlich, dass es etwas wie Abhängigkeit ohne Zwang geben wird, etwas wie Verbundenheit ohne Misstöne, versöhnte Verschiedenheit. Es gibt einen Ort, wo die vollkommene Bezogenheit auf diesen Christus zur Freiheit wird. Das ist noch nicht jetzt. Aber hier spüren wir etwas davon, in Christus, der die Welt versöhnt hat. Es ist eine Welt, wo die strikten Unterscheidungen dieser Welt eine weniger grosse Rolle spielen, in denen die Schublade dieser Welt nicht hermetisch verschlossen sind.

III

Paulus traut den Philippern diesen steilen Gedanken sehr beiläufig zu. Der Ton in diesem Philipperbrief ist anders als in anderen Briefen. Man spürt: Paulus ist unter Freunden, er hat ein Gespür für seine Gegenüber. Wir blicken deshalb in den zweiten Spiegel, den Paulus der Gemeinde vorhält und rufen uns dabei nochmals die Anschrift in Erinnerung:

Paulus und Timotheus, Sklaven Christi Jesu, an alle Heiligen in Christus Jesus, die in Philippi sind.

Paulus adressiert die Gemeinde nicht als Gemeinde, wie er das sonst oft tut, zum Beispiel bei den Korinthern, sondern er nennt sie Heilige. Ich bin mir nicht sicher, ob das damals schon so suspekt klang wie heute - allzu schnell werden aus den Heiligen Scheinheilige. Aber von solcher Enttäuschung oder Skepsis spürt man hier nichts. Im Gegenteil. Man spürt, wie eng Paulus sich dieser Gemeinde verbunden fühlt.

Paulus lobt sie über den Klee. Er ist begeistert von diesen Philippern: „Ich danke Gott, sooft ich an euch denke.“ - „Es ist auch nichts als recht, dass ich so von euch denke“ - „Ihr wohnt in meinem Herzen.“ Diese Überschwänglichkeit teilt Paulus bei weitem nicht mit allen Gemeinden und ist auch kein rhetorischer Trick. Denken wir an den Galaterbrief, wo er die Gemeinde sogar beschimpft: „Ihr seid dermassen dumm, dass, was ihr im Geist begonnen habt, im Fleisch beendet.“

Fast hat man das Gefühl, dass Paulus von seinem Schema F im Philipperbrief deshalb etwas abweicht, weil er sich hier traut, frei von der Leber weg zu reden. Er will und muss kein Blatt vor den Mund nehmen. Man spürt förmlich die Liebe von Paulus für diese Gemeinde.

Wir sehen hier offensichtlich eine lebendige Gemeinde im Aufwärtstrend. Was macht sie aus? Wir werden dem in den nächsten Wochen und Monaten noch auf die Spur kommen. So viel vorab:

Sie sind Heilige. Von und für Gott ausgesonderte Menschen. Aber nicht für irgendeinen Gott, der sie in die Wüste schickt oder gänzlich aus der Welt herausreisst. Paulus betont immer wieder ihre spezielle Verbundenheit. Das ist aber keine Verbundenheit, die nur auf religiöser Erfahrung beruht und ein kurzlebiges Strohfeuer mit sich bringt. Es ist eine Gemeinschaft von Menschen, die sich gegenseitig trägt. Diese Heiligen in Philippi glauben nicht nur an denselben Christus wie Paulus, sie unterstützen ihn jetzt auch, in einer Zeit, in welcher er im Gefängnis sitzt. Was sie also ausmacht, ist ein Fokus auf diesen Christus, der sie direkt in diese Welt führt.

IV

Das führt uns zu unserem dritten und letzten Spiegel: Der dritte Spiegel ist der antike Text, den wir gelesen haben. Wir können hier beobachten, wie sich die Beziehung zwischen dem Apostel Paulus und der christlichen Gemeinde, zwischen diesem Sklaven Christi und diesen Heiligen in Philippi abspielt - in gewisser Weise haben solche Texte etwas vertrautes: Diese antiken Briefe laufen im grossen Ganzen nach einem ähnlichen Schema ab. Zunächst gehts darum, wer den Brief schreibt, dann wer diese Person ist, dann an wen er gerichtet ist. Auch heute kennen wir solche Schematik aus unserer Korrespondenz. Und sie reden von Menschen, von Vertrautheit, sie berichten von Freundschaft. Diese Texte haben aber auch etwas Fremdes: Sie kommen aus einer anderen Zeit, aus einer anderen Kultur und aus einer Situation.

Ein Blick in diesen Spiegel zu werfen, den wir hier vor uns haben, hat auch etwas Gefährliches - können wir uns denn wirklich an dieser Raketengemeinde in Philippi messen, an dieses von Gottesliebe geölte Maschinchen, welches bereit ist, sich auf den Mond zu schießen? Das, mit anderen Worten, nur nach vorne blickt und niemals nach hinten. Ist es da nicht schon von Anfang an klar, dass wir nur der Länge nach auf die Nase fallen können? Dass wir uns an diesen christlichen Raumfahrern nicht messen können und vom vornherein dazu bestimmt sind, in die Litanei zu fallen, dass wir halt etwas mehr dieses tun und jenes lassen

sollten - dass wir einfach vor allem mal etwas sollten. Gibt es eine andere Möglichkeit?

Ich mag eigentlich solche Predigten nicht: Sind wir denn noch? Darf man denn noch? Wenn wir nur dieses oder jenes würden oder täten, dann ja dann... Besonders als junger Pfarrer sollte man das unterlassen. Die Hoffnung, welche diese philippinische Gemeinde förmlich durch die Zeit schweben lässt, die sie belebt und zu Heiligen macht, ist ja keine andere als die, die uns heute trägt. Es ist nicht eine Hoffnung, die uns mehr tragen sollte, der wir uns mehr hingeben sollten, wenn wir nur würden. Es ist diese Hoffnung, die uns hier und heute am Sonntagmorgen versammelt, es ist diese Hoffnung, die im Lauf der Jahrhunderte solche Gebäude wie dieses, so wunderschöne Orgelmusik wie heute hervorgebracht hat. Diese Hoffnung umgibt uns. Sie leitet uns, sie trägt uns. Es ist die Hoffnung auf den Gott, der uns gleichzeitig mit Haut und Haar ergreift, mit allem, was wir sind und uns in die Welt hinauskatapultiert, als Menschen, die etwas gehört haben, als Menschen die im Himmel geerdet und gerade deswegen frei sind. Als Menschen, die an der Dunkelheit der Welt nicht verzweifeln, sondern als Menschen, die den Blick heben und sehen, dass in der Ferne ein Licht brennt.

V

Das Licht, das in der Ferne brennt, oder der Stern der auf uns herabscheint, der scheint von Gott her - und er identifiziert uns als Heilige und er identifiziert uns als Knechte.

Als Heilige, weil er aus uns etwas macht, was wir aus uns selbst in dieser Welt nicht machen können. Er nimmt uns hinein in die Bewegung, die Gott mit der Welt macht: Er gibt sich hin. Heiligsein ist nichts entrücktes, heilig sind wir als Christenmenschen mitten in dieser Welt.

Heilige sind wir deshalb, weil uns die Welt nicht egal ist, weil uns das Leid des Mitmenschen bewegt. Heilig sind wir dann, wenn es uns gelingt, so wie Jesus auf die Welt einzugehen, uns die Verstorbenen dieser Pandemie nicht kalt lassen, uns die grossen Wassermassen in Europa umtreiben - oder vielleicht einfach das Schicksal eines lieben Freundes mitnimmt. Heilig zu sein heisst, sich auf die Not zuzubewegen, ohne sich von ihr zerstören zu lassen.

Als Sklaven oder Knechte identifiziert er uns, weil er aus uns etwas macht, was wir aus uns selbst in dieser Welt nicht machen wollen: Dieser Christus weist uns einen Weg, der dieser Welt unähnlich sieht. Darauf hat man eigentlich keine Lust. Aber: Es ist kein Weg der sklavischen Knechtung, sondern ein Weg, der uns in eine freie Abhängigkeit führt. Wir schmecken sie in dieser Welt und wir erblicken sie in Christus. Sie ist etwas, was die Welt nicht bietet.

Knechte sind wir deshalb, weil wir diese Kraft nicht aus uns selbst erzeugen, wir sind angewiesen auf Gott, seine Kirche, seine Menschen, seine Gnade, seinen Geist.

Heilige Knechte sind wir also. Nichts daran ist altbacken oder banal. Echte Hingabe wird nie alt. Sie verändert womöglich etwas ihr Gesicht. Aber wir bleiben: Heilige Knechte, die von dieser alten Hoffnung auf Jesus Christus getragen werden. Und wir werden nicht einfach umhergetragen, sondern wir werden getragen mitten in die Welt und mitten in der Welt.

Amen.